



INSTITUT FÜR REGIONALE SPRACHEN UND KULTUREN
Institute for Regional Languages and Cultures

Kontaktadresse: IDI Gerd Allmayer, Zirmkogelstraße 6,
A-5722 Niedersill, Österreich, Land Salzburg
Telefon: 0043(0)720901785 Mail: idi.dialekt@gmail.com
Internet: www.idi-dialekt.at

IDI-**INFORMATION**

Nr.113

April 2022



Finkenwerder mit heute knapp 12.000 Einwohnern liegt auf einer ehemaligen Elbinsel, die seit 1962 durch Deiche mit dem Land verbunden ist. Geologen führen die Entstehung der Insel auf mehrere schwere Sturmfluten zwischen dem 12. und 13. Jahrhundert zurück. Damals brach die Insel Gorieswerder auseinander. Finkenwerder ist das westliche Teilstück der neu entstandenen Inseln. Im Bild das Hotel Rilano mit dem Fähranleger Rüschnpark.



Finkwarder blifft Finkwarder

Tagung des Internationalen Dialektinstituts IDI auf der Elbinsel Finkenwerder bei Hamburg

Vom 14. bis 16. 10. 2022 im RILANO-Hotel Hamburg, Hein-Sass-Weg 40, D-21129 Hamburg

Vorläufige Programmvorschau:

Freitag, 14. Oktober

Anreise bis 16.00 Uhr RILANO-Hotel (<https://www.rilano-hotel-hamburg.de>)

- 16:30 Uhr Treffen im Tagungssaal
Begrüßung durch IDI-Vorstand, Kulturkreis Finkenwerder u.a.
Einzelheiten zum Tagungsablauf
Begrüßungskaffee
Gang vor die Tür an die Elbe
Verteilung von Prospekten und Informationen
- 18:00 Uhr Tagungssaal
Vortrag Dr. Reinhard Goltz, Institut für Niederdeutsche Sprache,
Bremen ‚Schollen auf der Wäscheleine‘
Die Elbinsel Finkenwerder – ihre Sprache – ihre Dichter – ihre
Geschichte – ihre Wirtschaft
- 19:30 Uhr Abendessen im Restaurant Rilano, Buffet. Anschließend
gemütliches Beisammensein mit Schluck und Jau,
Kööm un Beer, Wien för em un ehr open end

Samstag, 15. Oktober

- ab 07.00 Uhr Frühstück Restaurant Rilano
- 09.00 Uhr Möglichkeit zur Besichtigung der Firma Airbus
- 11:30 Uhr Werkstattgespräch Teil 1 zu „An der Vogelfluglinie“

- 12.30 Uhr Mittagessen im Restaurant Rilano. Anschließend Mittagspause
- 14:00 Uhr Ein Einblick mit Ausblick – das Ohnsorg-Theater mit seinem „Klassenzimmer-Theaterstück“ De Fischer un sien Fro. Junge Menschen und ihre Begegnung mit dem Dialekt.
- 15:30 Uhr Kaffeepause
- 16.00 Uhr Werkstattgespräch Teil 2 zu „An der Vogelfluglinie“
- 18:00 Uhr Abendessen im Restaurant Rilano
- 20:00 Uhr Öffentliche Lesung: ‚An der Vogelfluglinie‘ -Was hast du verstanden/Hast du was verstanden? - Dialektdichtung international dor mit Musik twüschen: Henning Kothe, Pianist und Tenor

Sonntag, 16.Oktober

- 08.30 Uhr Frühstück
- 10.00 Uhr Spaziergang in Finkenwerder



Anmeldung zur IDI-Tagung in Imst vom 14.bis 16.10.2022 IDI-Mitglied Interessent (nicht IDI-Mitglied)

Vorname, Name: _____

Straße, Hs.-Nr.: _____

PLZ, Ort: _____

Anreise am: _____ voraussichtliche Uhrzeit: _____

Abreise am: _____

Teilnahme an der öffentlichen Lesung ist erwünscht ist nicht erwünscht

Anmeldung bis spätestens 1.7.2022. Bitte einscannen und per E-Mail-Anhang an idi.dialekt@gmail.com schicken.
Bei der Anmeldung per Post bitte aktuelle E-Mail-Adresse angeben wegen Rückmeldung!

11:00 Uhr Hafensrundfahrt

12:00 Uhr Mittagessen unterwegs auf einem Schiff / auf einem Anleger / in einem Keller. Eventuell die gebietstypische Spezialität *Labskaus*

Ende des Programms gegen 14 Uhr

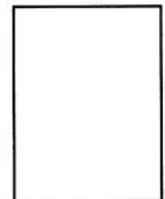
Anmeldungen bitte bis spätestens 01.07.2022. Die vorgebuchten Zimmer werden nach Eingang der Anmeldungen vergeben.



Finkenwerder



Der Werftkanal



IDI – Internationales Dialektinstitut
 Herrn Gerd Allmayer
 Zirmkogelstraße 6
 5722 Niedernsill
 ÖSTERREICH

Inhalt

Tagungsort Finkenwerder	1
Tagungsprogramm und Anmeldung	2
Vorwort Präsident Markus Manfred Jung	5
Tagungskosten	6
Einladung	7
Leserbrief Marianne Ehlers	8
Max Huwyler zum Neunzigsten	9
Die Poesie des Alemannischen	12
Spitze Feder	14
Buchvorstellungen	17
Rilano Hotel Finkenwerder	24

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH**KUNST****Impressum**

Redaktion: IDI-Vorstand

Layout u. Bildbearbeitung: Gerd Allmayer

Bilder: Beitragsverfasser, Gerd Allmayer

Druck: Internet-Druckerei

Bankdaten für die Mitgliedsbeiträge: Tiroler Sparkasse IBAN:AT57 2050 3030 0090 5384

Liebi Fründinne un Fründ vo de unterschiedlichste Mundarte un vo de Viilfältigkeit in de Literatur,

wie klein und unwichtig sind doch plötzlich private Befindlichkeiten, Ärgernisse, ja sogar eigene leidvolle Erfahrungen mit Krankheit und Tod angesichts der Schrecknisse des Krieges, die über die Menschen in der Ukraine einbrechen, verursacht von der Staatsführung eines „Brudervolkes“. Sogar das Leid, durch die Corona-Pandemie verursacht, gerät in den Hintergrund. Ein mir befreundeter Maler, der den Russlandfeldzug und einige Jahre Gefangenschaft dort überlebt hat, meinte, als der Balkankrieg ausbrach, Zivilisation und Humanität bilde auch in Europa nur eine dünne Emailschrift, und wenn einer daran kratze, breche die uralte Machtgier im Menschen hervor. Dass die spontane und andauernde Hilfe vieler Menschen in Europa den Flüchtlingen gegenüber eine andere Sprache spricht, lässt die Hoffnung keimen,

dass die meisten Menschen doch aus der Geschichte gelernt haben, dass eine auf Leichen gebaute Macht nie mehr gutgeheißen wird. Als ich vor zwei Jahren für die anstehende 32. Internationale Schopfheimer Mund-Art Literatur-Werkstatt das Thema „Das Paradies auf Erden“ ohne Fragezeichen ausgab, wusste ich noch nichts von Corona und Ukrainekrieg. Wie werden die Texte für die Werkstatt jetzt ausfallen, die nach dreimaliger Verschiebung am Palmsonntagwochenende stattfinden wird?

Wie wird Europa aussehen, wenn wir im Herbst unsere Tagung in Hamburg abhalten werden, auf die wir uns sicher alle freuen? Haben doch Dirk Römmer und Gerd Spiekermann alles bestens in die Wege geleitet. Bitte zögert nicht mit einer schnellen Anmeldung, damit genauer geplant werden kann.

Reichhaltig ist diesmal die Rubrik Kurzvorstellungen von neuen Büchern ausgefallen, die „Spitze Feder“ konnte sich wieder profund mit schönen Texten auseinandersetzen. Beide Rubriken rufen nach Mitwirkenden. Bitte schreibt Buchvorstellungen für die Neuerscheinungen von Kolleginnen und Kollegen und sendet Gedichte zur Beurteilung durch unsere Fachleute Sylvia Bengesser, Volker Habermaier und Christian Schmid. Noch wichtiger wären essayistische oder wissenschaftliche Texte zum Thema Mundart und ihre Literatur. Diesmal verdient vor allem das Vorwort von Helmut Haberkamm zu seinen Band „Gräschkurs Fränkisch“ eure Aufmerksamkeit. Vieles davon lässt sich auf die meisten Mundartliteraturen übertragen. Ein Portrait von Max Huwyler zum Neunzigsten Geburtstag, geschrieben von Erwin Messmer, runden den Textteil ab. Bitte sendet auch Berichte von Tagungen oder wichtigen Veranstaltungen ein. Wie immer ist Gerd Allmayer für die professionelle Gestaltung unserer INFO zu danken.

Mit den besten Wünschen für eine friedvollere Zukunft un mim e herzliche uf Widerluege z Finkwarder,

euer Präsident Markus Manfred Jung

Als Präzisierung für die Teilnehmer:

Das IDI trägt die Kosten für zwei Übernachtungen (inkl. Frühstück) für die IDI-TeilnehmerInnen (258.- €) im Hotel Rilano.

Weiters übernimmt das IDI die Tagungspauschale für den 15.10.2022 (62.- €), die „Hamburg-Steuer“ (??) und die Honorare der ReferentInnen.

Es gewährt nach seinen Möglichkeiten, abhängig von den gewährten Zuschüssen, auf Antrag einen Fahrtkostenzuschuss.

Selbst zu tragen sind das Abendessen im Rilano am Freitag (33,50.- plus Getränke) sowie das Abendessen am Samstag.

Ebenfalls die Parkgebühr für das Auto (11.- € pro Tag).

Falls ein Einzelzimmer gewünscht wird, sind die Mehrkosten (69.- € für beide Nächte) selbst zu tragen.

Wir haben die Teilnahmekapazität für die Tagung auf 40 Personen beschränkt.

SpätmelderInnen können dann nur noch von einer Warteliste nachrücken, wenn jemand absagt.

Bis 8 Wochen vor Tagungsbeginn können wir kostenfrei stornieren, danach müssten wir für kurzfristigere Absagen die jeweilige Person (falls kein Nachrücker den Platz einnehmen kann) mit in Regress nehmen.

Markus Manfred Jung



Hafenrundfahrt



Firma Airbus in Finkenwerder



Hafenrundfahrt



Landungsbrücken



Hafen von Finkenwerder

Vom 14. – 16. Oktober laden wir zur IDI-Tagung in Hamburg ein.

Unser Hotel steht direkt an der Elbe in Finkenwerder. Dirk Römmer und Gerd Spiekermann verraten uns, wo genau wir zusammenkommen werden.

Die Alten wohnen immer noch „op Finkwarder“, obwohl Finkenwerder nach der Sturmflut von 1962 durch den Deichbau längst keine Insel mehr ist. Erst seit 1937 ist ganz Finkenwerder Teil des Hamburger Staatsgebietes, denn bis dahin gab es einen Hamburger und einen preußischen Teil, säuberlich getrennt durch den Landscheideweg.



Die Grenze bis 1937

Während der Cholera am Ende des 19. Jahrhunderts war es den Hamburgern übrigens bei Todesstrafe verboten, den südlichen Teil zu betreten.

Seinen Namen verdankt die Insel (Werder) wohl den ‚Vynken‘, die hier im 16. Jahrhundert in großen Mengen gefangen wurden.

Bis weit ins 20. Jahrhundert lebten die Menschen hier vor allem vom Fischfang in der Nordsee und vom Obstbau. Die ‚Finkenwerder Kutterscholle‘ und einen ‚Finkwarder Appel‘ muss man probiert haben. Daneben aber ist Finkenwerder seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts auch ein wichtiger Industriestandort, zunächst durch die ‚Deutsche Werft‘, heute durch ‚Airbus‘. Eine Besichtigung ist angefragt.

Traditionspflege ist ein wichtiger Teil des kulturellen Lebens von Finkenwerder. Zum einen ist da die ‚Finkwarder Speeldeel‘, eine 1906 gegründete Theatergruppe, die heute als Folkloregruppe in der ganzen Welt bekannt ist und

musikalisch vor allem durch die Lieder von Rolf Zuckowski geprägt wird. Daneben hat sich der ‚Finkwarder Danzkring Lünborger Siet‘ ganz der Pflege der traditionellen Volkstänze verschrieben. Fast nichts geht ohne den Kulturkreis Finkenwerder, der jedes Jahr den renommierten ‚Kunstpreis Finkenwerder‘ stiftet. Auch unsere Tagung wird großzügig vom Kulturkreis gesponsert. Das Straßenbild ist immer noch deutlich durch die alten Fischerhäuser geprägt, wozu auch das Geburtshaus der drei Kinau-Brüder Johann (Gorch Fock), Jakob und Rudolf gehört. Rudolf (Rudl) war der bekannteste und erfolgreichste plattdeutsche Autor des letzten Jahrhunderts.

Heute ist Finkenwerder ein bunter Hamburger Stadtteil, in dem Tradition und Moderne ihren Platz haben. Doch wenn die Bewohner von Finkenwerder die Fähre besteigen, die sie über die Elbe zu den Landungsbrücken von St. Pauli bringt, dann fahren sie immer noch ‚nach Hamburg‘.



Am Stack der Landrath, die Altenwerder und eine Fähre nach Hamburg

Moin zusammen – die Welt ist ein Dorf

Im Oktober dieses Jahres wird es in Hamburg-Finkenwerder hoch hergehen. Dann kommen sie alle, die Vertreterinnen und Vertreter der dialektalen Hochsprache aus der großen IDI-Familie. Und wir Plattdeutschen dürfen dabei sein! Das freut uns sehr, zumal der Anfahrtsweg in diesem Jahr für uns deutlich kürzer ausfällt. Ich persönlich habe es mir bisher nicht ermöglichen können, an einer IDI-Jahrestagung teilzunehmen. Nach Österreich oder in die Schweiz, selbst nach Süddeutschland ist es von hier im Norden eben doch richtig weit. Auch wenn wir immer wieder feststellen, dass die Welt ein Dorf sei - so ist das doch eher so gemeint, dass wir überall unsere Kontakte haben und eben viele Leute kennen, die wiederum auch viele kennen usw.

So geht es auch mir mit den Kolleginnen und Kollegen aus der Dialekt-Szene. Es war im Jahre 2004, da erhielt ich von Markus Manfred Jung eine Einladung nach Schopfheim zu seinem Mundart-Symposium. Es war ein wunderbares erfüllendes Wochenende – Schreiben, Sprechen, Vorlesen, Gespräche führen und interessante Menschen kennenlernen, es war einfach großartig! Bis heute hin haben sich Kontakte gehalten. Ich war noch gar nicht wieder zuhause, da erhielt ich einen Anruf vom Saarländischen Rundfunk, wie es denn sei mit einer Woche im Kunstzentrum Bosener Mühle, ebenfalls ein Mundart-Symposium mit mosel- und rheinfränkischen Dichterinnen und Dichtern – aber auch schwäbische, alemannische und weitere Mundarten waren vertreten. Das war dann im Jahre 2005 – niemals vorher und nachher habe ich soviel geschrieben wie in dieser Mundart-Woche. Auch hier knüpfte ich Kontakte zu den Mundart-Schreiberinnen und -Schreibern aus den verschiedensten Regionen. Bei beiden Veranstaltungen war ich die Exotin aus dem Norden – und manchmal war es für das Publikum doch wichtig, wenn ich eine kleine hochdeutsche Zusammenfassung meiner Texte voranstellte. Für mich interessant dabei: Ich lernte mehr und mehr über den norddeutschen Tellerrand zu blicken. Ich konnte und kann vergleichen: Was macht den Dialekt aus, was unsere plattdeutsche Sprache?

Was können wir tun, hier wie dort, im Norden oder im Süden, um unsere ausdrucksstarken, farbigen, individuellen Dialekte/ Sprachen zu erhalten? Schaffen wir den Fortbestand, den Transfer in die nächsten Generationen?

Nach Schopfheim kam ich dann noch einmal: 2012 fand dort das Jubiläumswochenende 20 Jahre Mundart-Symposium statt. Auch dort wieder ein wunderbares Wochenende, sogar mit einer sehr besonderen Lesung in der Schweiz. Nun freue ich mich sehr, 10 Jahre danach, viele bekannte Gesichter wieder zu sehen, gute Texte zu hören, darüber zu diskutieren und vor allem zu „snacken“ und zu schwätzen. Wir alle werden es gut miteinander haben, da bin ich mir ganz sicher.

Übrigens: Meine Welt ist wirklich ein Dorf. Mein Wohnort trägt diesen großen Namen - Welt -, auch wenn er nur gut 200 Einwohnerinnen und Einwohner hat. Hier ist die plattdeutsche Sprache noch zuhause, für mich eine Heimat im besten Sinne des Wortes. Hier bin ich, umgeben von dieser schönen Sprache des Nordens, aufgewachsen in einer weiten Landschaft mit weiten Schulwegen. Nach vielen Lebensstationen lebe ich nun wieder in meinem Elternhaus. Meine Sprache war immer bei mir, privat und auch beruflich.

*Heimat wat is dat: tohuus un annerswo
dor wo mien Lüüd bi mi sünd
dor wo mien Spraak op de Tung is
in uns Land un in uns binnen
Hooflast un Stahbi dat is Heimat.*

Und nun grüße ich Sie und Euch alle und freue mich auf die Tagung im Oktober!
Bis dahin alles Gute!



Marianne Ehlers

Max Huwyler zum Neunzigsten

Der Zuger Dichter Max Huwyler hat in seinem Dialekt, in welchem er erst spät, etwa mit fünfzig, zu schreiben begann, zahlreiche Gedichte publiziert, die alle das unverwechselbar Huwylersche Amalgam aus lakonischer Wortökonomie, feiner Ironie und Genauigkeit der Wahrnehmung in sich bergen, und die dramaturgisch meist eine Zuspitzung auf die überraschende und doch sogleich einleuchtende Schlusszeile aufweisen. Von Pointe zu reden, wäre dabei nicht angemessen, Huwyler sucht nie den billigen Effekt, es gibt in seiner Lyrik keine Paukenschläge. Im Gegenteil, viele seiner Gedichte enden unversehens im pianissimo. Der gebürtige Zuger hat in der Sparte der modernen Schweizer Mundartdichtung Massstäbe gesetzt – und er ist damit dem in der Szene viel präsenteren Kurt Marti ähnlich. Ja, er überflügelt mit seinen Gedichten im Zuger Dialekt Martis vergleichsweise schmale (aber wegweisende!) Produktion in Berner Mundart quantitativ um ein Vielfaches, und das Verrückte dabei ist: Fast jedes seiner Dialektgedichte «haut mich vom Hocker». Und liefert mir damit immer wieder neu den Beweis für Huwylers Statement in dessen Essay «De Roose schniidi Ggrinden ab» (1): «Ein Poet ist ein Poet, in welcher Sprache auch immer». Zum Schreiben in seiner Muttersprache kam er durch Zufall, in einer Kneipe, als er den Gesellen am Stammtisch nebenan zuhörte. Da fiel dieser Satz mit den Rosen, und Huwyler merkte sogleich, dass in diesem ein grosses poetisches Potential schlummert. Aus diesem Erlebnis entstand schliesslich folgendes Gedicht, sein erstes im Zuger Dialekt:

Herbscht

Wie daas wider säicht
Hocksch gäärn wider dinne
Obenuse häigs gschniit
Geschter hani ghäizt
S gid ämel Wasser
Dä Roose schniidi Ggrinden ab

und notiert in seinem Essay zum Satz mit den Rosen: «Päng, ein Männersatz, saftig, rhythmisch, prägnant, morbid, final. Unübersetzbar. –

Ich schreibe nach wie vor Hochdeutsch: Geschichten, Gedichte und dramatische Texte. Ohne Vorzug. Ein Mundarttext ‚kommt‘ nicht ohne Grund. Die Sprachwahl kann an einem Wort liegen.»

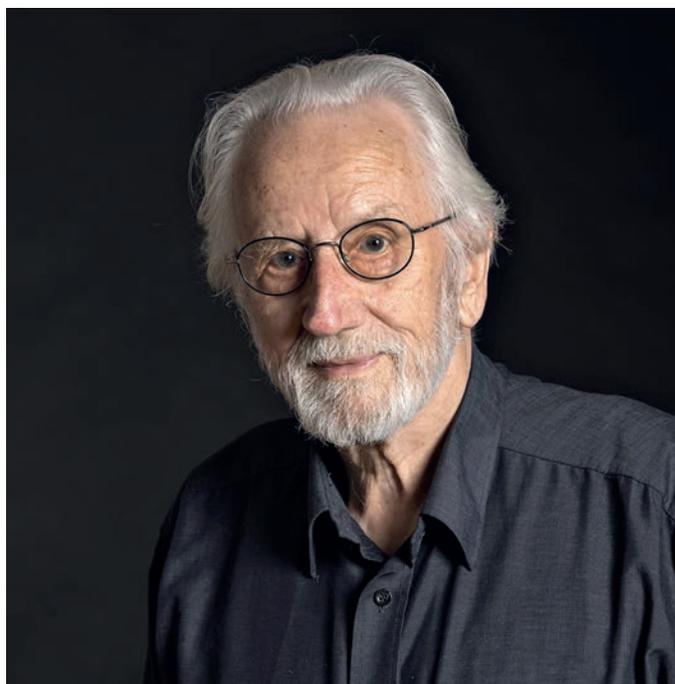
Huwylers Themen sind vielfältig wie das Leben. Sie beschreiben ironisch, aber liebevoll und nie «von oben herab» das Spiessige, welches dem Schweizer Durchschnittsbürger anhaftet, bedienen sich dabei gern und frisch ab Presse der Poesie des sogenannten Volksmunds, was ihnen eine Mischung aus Kraft und «poetischer Sprödeheit» verleiht, und auch die rührend echten Gefühle, die kleinen Freuden, Ängste und Nöte des «Manns von der Strasse» finden in diesen Gedichten ihren authentischen Ausdruck. Selbstverständlich bekommen auch welt- und lokalpolitische Verstrickungen immer wieder ihr Fett ab, ohne dass solche Verse je Gefahr liefen, in eine öde Agitprop-Mentalität zu verfallen – dafür sind sie einfach viel zu augenzwinkernd, zu ironisch verspielt. Viele seiner Verse stellen sich leise und oft ganz nebenbei den Tatsachen des Alterns, des Sterbens und des Begrabenwerdens. Das sind häufig wiederkehrende Themen, die vermutlich – wie die köstlichen Gedichte über den Pfarreibetreiber rund ums Kirchenjahr – inspiriert sind von der katholisch geprägten Kindheit des Autors. Diese «letzten Dinge» werden jedoch eher aus der Sicht eines Agnostikers paraphrasiert und bleiben somit fast immer fest auf dem Boden des Diesseits. Nur selten ritzen sie mit feiner poetischer Nadel auch einmal die durchlässige Haut des Metaphysischen. Selbst Huwylers skeptische und manchmal traurige Reflexionen vermögen uns stets unmittelbar anzurühren, denn nie kommen sie mit jenem in der zeitgenössischen «religiösen Lyrik» sattsam bekannten Bierernst daher, sondern spielerisch, im eigentlichen Sinn sprachspielerisch. Es gäbe über diesen grossen Innerschweizer Schriftsteller noch Vieles zu sagen (und Vieles ist andernorts auch schon gesagt worden): über Huwyler als Lyriker in Hochdeutscher Sprache, über Huwyler als Erzähler und nicht zuletzt auch als Theatermann. In all diesen Sparten hat er Bleibendes geschaffen. Doch lasse ich es für unsere Zeitschrift, welche die Sache der Mundartliteratur pflegt und fördert, gern dabei be-

wenden und schicke nun den Ortolan zu «Huwy» los, jenen Vogel, auch Gartenammer genannt, der je nach Gegend, wo er gerade lebt, fliegt und pfeift, einem speziellen, regionalen Dialekt verpflichtet ist, und ich lasse ihn auf die Art zwitschern, wie ihm der Schnabel gewachsen ist: Pieps pieps; tirilii, tirilii; ziziwil-wilwilwilwil laspenzia, oder wie auch immer. Übersetzt würde das etwa heissen: Glückwunsch, lieber Max, und danke für alles!

Erwin Messmer

(1)

aus: Max Huwyler: *öppis sich immer. Gedichte in Mundart. fund-orte. orte-Verlag AG Obereggen, 2006*



Max Huwyler

Fotografin: Lydia Segglinger

Max Huwyler Mundartgedichte

Die Gedichte sind den Bänden «De Wind hed gcheert» (Zytglogge Verlag 1993) und «Föön-fäischer» (Zytturmverlag 2015) entnommen. Eine Sammlung älterer und neuerer Gedichte von Max Huwyler ist im orte-Verlag unter dem Titel «Öppis isch immer» (2006) in zweiter Auflage greifbar. Das Gedicht «arche» ist quasi tintenfrisch, es wurde uns vom Autor für diesen Beitrag zugesandt.

Karfriitig

Am Karfriitig
chnüület de Pfaarer
vorem Chrüüz und bättet
Herr hilf mer uuf

Hätsch gschieder
echli mee gfaschtet
flüschterets
vom Chrüüz häär

Fiine Staub rislet
vo de Gipstechi obenabe
vo zwöi tikke Ängeli
wo händ müesse gigele

De Oberscht

Är chöönt äim
läidtue
de Herr Oberscht
eso ganz eläi im Baanhoof
und wiit und bräit
e kä Soldaat

Häi vo de Räis

Nie mee
zu de Gäälän abe
Zaalsch
viertuusig Stäi
und frässä
muesch mit Chnebeli

I de Bäiz

D Röschti späkkelet
De Broote määggelet
De Wii zäpfälät
Dä Fisch gründelet
S Pulee fischelet
De Chääs bökkelet
S WC schmökkt vo Tannechriis

Glaubesbännntnis i de Bäiz

I ha scho mängisch tänkt
es hed halt gliich öppis
also wie seli sääge
nänäi ich bi kä Frömmeler
Also
Ich ha scho mängisch tänkt
öppis isch scho draa
aber mit Tänken eläi
chunsch nid dure
hani glaubi tänkt
Nämmer no es Kafi

s Änd

Was wär
wen amänd
s' Änd
käs Änd

hätt

Katzen

Katzen hätten
hundert Leben
Selids es haa
wägemiine

Karriere im Diminutiv

äs Schätzeli
äs Gschpuusli
äs Sündeli
äs Töffli
äs Pschissli
äs Tröpfli
äs Chrämpfli
äs Erfolgli
äs Wägeli
äs Räisli
äs Trippli
äs Hüerli
äs Grafitikaziöndli
äs Tromböösli
äs ligriffli
äs Uufstellerli
äs Schieberli
äs Chläpfli
äs Fröideli
äs Inveschtiziöndli
äs Fäälerei
äs Konkürsli
äs Infärktli
ä schööni Beärdigung

arche

i weles rettigsboot
vo welem gott
stiigid d
olig
arche
de äinisch ii

wenn di goldige öpfel
usem stüürpapadiis
stüürigs
loos
de bach ab
tribid id de fluet

Probleem lööse

Uusääbne
umegraabe
Mischt zettle
inehacke
fiin rächele
Plastikblüemli driistecke
Präss lo choo

Tschernobyl

1986

So öppis
wie Tschernobyl
gääbs nur all drüü- bis fүүftuusig
Joor
Jezz goods ämel wider
es Wiili

Sunntigmorge

S isch fүүf vor zääni
underem Chääsbissetächli vüre
lүүtets zu gootische Fäischteren uus

Dunde chroosid langsami Füess
über s ggrächelet Fridhoofchiis
und d Lüüt verschwindid im Schärme

Dinnen i de Chile sitzid di Fromme
und ghöörid dur d Oorgele dure
wies vom Schүүsstand ääne überechlöpft

De Pfaarer redt still
mitem Gäischt

das em Predig guet grooti

Und de bättet er no für di säbe
wo zringletumen i de Gäarte
Spiritus über d Grillchole läarid

Noch de Metti

S Gloria wär no ggange
s Credo isch i d Hose
Vom Sanctus sägi gschieder nüüd

D Sopraän händ gschäärbelet
Tenöör händ nid ufemöge
Händ dank wider gfrässe wie lätz

D Pfaarer hed
s Stille Nacht is Mikrofoon ggröölet
Vo öis im Choor hesch nüüme ghöört

Jetzt gooni häi
zündet nomol d Cherzli aa
und schänk mer äinen ii

Entwicklig

Jetzt
säid dee bimäid
är mües no
d Wiiti vom Wasser meditiere
Früener
hesch äifach
i See usegluegt

Uustritt

Zeersch ischer zum Männerchoor uus
den ischer zum Turnveräin uus
de zum Gmäindroot uus
zu de Veteranen uus
de zum Hüüsli uus
Im Fraueveräin ischer Passiv gsii
Zum Jodlerchoor uus
zum Ornitologischen uus
Zu de Joorgängerer uus
Zletschtamänd ischer
au no zu de Chilen uus
und tiräkt i Himmel choo

D Mueter züglet

D Mueter
good is Altersäim
D Telifoonnumere
cha si phalte

Max Huwyler ist 1931 in Zug geboren und aufgewachsen. Als Sekundarlehrer wirkte er im Kanton Zürich (Opfikon und Bonstetten). Für die Schule entwickelte er mehrere Bühnenstücke und war Mitautor des Deutschlehrmittels «Welt der Wörter». Literarischer Autor wurde er erst spät. Neben Lyrik schreibt er auch Kurzprosa, Literatur für Kinder und Hörspiele. Im Verlag Edition Bücherlese wird im Spätherbst dieses Jahres ein weiterer Gedichtband von ihm erscheinen. Auch als Übersetzer hat er sich einen Namen gemacht. Zusammenarbeit mit Musikern und bildenden Künstlern. Er ist Träger mehrerer Auszeichnungen, u.a. Ehrengabe des Kantons Zürichs für die Theaterarbeit mit Kindern, Schweizer Jugendbuchpreis, Anerkennungspreis des Kantons Zug. Huwyler lebt mit seiner Frau in Zug.

Poetischer Gesang aus dem Süden - Die Poesie des Alemannischen

„Die Freude an dieser Sprache beseelt jeden, der ihren Ausdrucks- und Klangreichtum erkannt hat, mag er mit ihr als seiner Muttersprache aufgewachsen oder ihr später begegnet sein. Wie Musik tönt es ihm im Ohr, wenn er ihre vertraute heimelige Weise hört. Er horcht beglückt auf die farbigen Eigen- und Doppellaute oder verweilt da und dort bei einem uralten Wort, das aus dunkler Vorzeit stammt.“ So pathetisch schön hat Hubert Baum im Vorwort zu seiner Auslegungsanthologie alemannischer Gedichte „Freude am alemannischen Gedicht“, erschienen 1968, formuliert, was wir immer wieder empfinden, wenn uns die ursprüngliche Sprache unserer Heimat irgendwo in einem Menschen begegnet, der sich ihrer mit großer Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit bedient. Es braucht nicht einmal den Reiz des Besonderen, das uns in der Poesie zahlreicher Meisterrinnen und Meister der dichterischen Sprache begegnet, die den Klangreichtum, die eigenartige Rhythmik, die Bildhaftigkeit der Sprache und die Besonderheit des Wortschatzes auf je eigene Weise hervorheben und zeigen.

Schon die speziellen Grußformeln, die den Menschen einen direkten Weg zueinander öffnen, weil sie nicht von umständlichen Höflichkeitsfloskeln angekränkelt sind, zeigen eine Stärke des Alemannischen: die Verkürzung.

„Solli, wie goht s, wie häsch s? Bisch zwäg?“
„Merci, guet, aber s chönnt besser goh, - un selber?“ Und schon hat man sich ohne Umschweife die Möglichkeit gegeben, über seine Sorgen zu sprechen, wenn man denn will.

Die Verkürzung auf der Wortebene, z.B. durch verschliffene Endungen und Zusammenziehungen, hat sicher zum falschen Vorurteil beigetragen, der Alemanne sei „muulfuul“. Immerhin erlaubt die Verkürzung, beim poetischen Schreiben und Sprechen viel mehr an Sinn in ein vorgegebenes Versmaß oder eine äußere Form zu geben, als in der Standardsprache.

„Gohsch“ hat eine, „gehst du“ zwei Silben, ebenso „i gang“ statt „ich gehe“, „mir göhn“ statt „wir gehen“, oder nur zwei Silben in „zämme“ statt drei in „zusammen“ usw. Viele Zweillaute sind bei uns archaisch noch Einlaute: „Buur“

statt „Bauer“, „Müüs“ statt „Mäuse“. Mir hat das z.B. beim Übersetzen von Wilhelm Buschs „Max und Moritz“, wo der vierfüßige Trochäus streng vorgegeben ist, sehr geholfen.

Was Menschen, die das Alemannische zum ersten Mal hören, allerdings am meisten auffällt, ist die Musikalität der Sprache. Wir singen unsere Sprache, ähnlich wie die Norweger die ihre, wobei die schweizerdeutschen Varianten des Alemannischen dies meist noch stärker in sich haben als unsere südbadischen. Wir gehen mit der Stimmhöhe auf und ab, setzen eine Sprachmelodie, während die norddeutsch geprägte Standardsprache sich bei fast gleichbleibender Tonhöhe eher auf eine Rhythmisierung stützt. Es scheint, dass gerade der Wechsel der Tonhöhen Gefühle stark ausdrücken und damit auch ansprechen kann. Da nähert sich das Alemannische den romanischen Sprachen im Süden.

Dazu kommt ein eigenes Konsonantensystem und vor allem ein unglaublicher Vokalreichtum dazu, die Klangvielfalt und Melodik unterstützen. Dadurch, dass vor allem im Anlaut die „harten“ Konsonanten p und t zu b und d abgeschwächt werden, entsteht eine gefühlte Sanftheit der Sprache. Und dadurch dass entgegen der genormten Standardsprache, eine unglaubliche Varietät an Vokalen existiert, z. B. beim i, o und u, wo sowohl offene als auch geschlossene Lang- und Kurzvarianten samt lokaler Zwischenfärbungen möglich sind, klingt das Sprechen manchmal wie nach einer Partitur gesungen. „Doobe n uf em Bode“ hat zwei unterschiedliche o-Laute, „droben auf dem Boden“ nicht. Die unterschiedlichen i-Laute zu hören in dem Satz, „e Schwizer schwitzt, aber nit jede Schwitzer isch au e Schwizer (ein Schweizer schwitzt...)“ oder sie sogar richtig auszusprechen, gelingt nur wenigen Zugezogenen, genauso wie das abgeschliffene i, z.B. am Ende von Verkleinerungsformen wie „Dörfli“ oder „Maidli“.

Auch diese Diminutive übrigens können als typische Sympathieträger unsrer Sprache angesehen werden, wobei für unseren „Sprachgeschmack“ die schwäbische Variante unseres Alemannischen leicht übertreibt: „Sodele, jetz isch s Häusle gsäuberlet“. Und noch einmal ein Klangbeispiel, das zeigt, wie melodios das

Alemannische ist, wie es ins Ohr geht, sich einschmeichelt, anheimelt. In einem Gedicht von mir heißt es „chügelibüüchli um unser chind“, die Übersetzung wäre „kügelchenbäuchlein um unser kind“. Ein vielleicht kleiner, aber wesentlicher Klangunterschied. Wie einschmeichelnd der Ton sein kann, zeigt der musikalische Köhner Manfred Marquardt (1927-1982) in seinem Liebesgedicht:

I ha di gärn...

*„I ha di gärn“, das singt im Ohr
as wie ne linde Luft im Sohr,*

*es chrüselet dr sanft dur 's Gmiet,
i wüßt nit, was eim besser tiet.*

*S isch 's Ehribruusche vor de Ärn,
's isch 's Erscht un 's Letscht: „I ha di gärn.“*

Wenn Hubert Baum von uralten Wörtern aus dunkler Vorzeit spricht, dann rührt er an etwas Magischem, Bezaubernden. Dass der Eigenwortschatz des Alemannischen stetig schrumpft, kann man nur bedauern, wenn man z.B. an solche Wörter denkt wie „vergelschret“ für verängstigt. Spürt man nicht im Verborgenen versteckt die Elster, die „Ägerschte“, diesen merkwürdigen, schwarzweißen Vogel, dessen Warnschreie einen verängstigen können. Oder das besondere Wort „gheie oder keie“, das gleichzeitig transitiv werfen und intransitiv fallen bedeuten kann und so einen verlorenen Bedeutungs-Zusammenhang herstellt. In „lo mi unghheit“, „lass mich ungenötigt“, steckt beides gleichzeitig drin. Und welche gefühlsmäßigen Assoziationsketten lösen nicht Wörter wie „Langiziit ha“ für Sehnsucht aus, „Hexenoodle“ oder „Wasserjumper“ für Libelle, „Versuecherli“ für Kostprobe, „verrumpfle“ für zerknittern und viele mehr, z.B. die kurzen Adverbien „neume, nüm-mi, numme, öbbis, ämmel, amig“ usw. Auch die Bildersprache von Sprichwörtern und Vergleichen, wie sie konkret im Dialekt Abstraktes versinnbildlichen, macht den Reiz unserer Sprache aus. Hier nur wenige Beispiele aus Bruno Schäubles „Wäärerdütsch“. Und man

beachte dabei auch den Klang der Sprache! „En junge Grochzer gitt en alte Bäärzer“, ein junger Krächzer ergibt einen alten Jammerstöhner. „S git Mechaniker un Machhiniger“ (Kaputtmacher). „Numme nit luck lo“, dranbleiben! „Allerhand isch e Tür-falle – un allerlei isch Hiehnerdräckch“. Die Entdeckung des Witzes überlasse ich hier der Leserin.

Wer der Poesie des Alemannischen nicht schon verfallen ist, sondern ihr erst noch auf die Spur kommen will, der höre den Menschen, die hier in der Gegend von Kind auf daheim sind, beim Sprechen zu. Und gesteigertes Vergnügen wird derjenige bei Dichterlesungen erhalten können, beim „Zueloose“ und sich Mitfreuen am symphonischen Klang unserer Sprache. Inzwischen kann man z.B. Hebels unvergleichliche Gedichte auch hören, auf CDs oder im Hebelmuseum in Hausen. Es gibt genügend Klangbeispiele, vor allem heute lebender Sprachkünstlerinnen und -köhner in Lied, Gedicht und Geschichten auf CDs, oder man hört einfach wieder einmal ins Schweizer Radioprogramm hinein. Vielleicht wird einem dann der erhaltenswerte Reichtum des Alemannischen erneut deutlich. Und die Auswirkungen der unseligen Erziehungsperiode, in der den Menschen, vor allem den jungen, die „Bauernsprache“ ausgetrieben werden sollte, können revidiert werden. Inzwischen können wir nämlich alles: vor allem Hochdeutsch, aber auch noch Alemannisch. – Wenn wir wollen.

muetter sprooch

*still ton
im wort*

Markus Manfred Jung



Vier Gedichte von Gertraud Patterer

Gertraud Patterer ist eine Osttirolerin aus Dölsach im Bezirk Lienz, einen Höhenzug von der italienischen Grenze entfernt. Die erfahrene Autorin hat seit 1980 gut zwei Dutzend Bücher auf Hochdeutsch und in ihrer Mundart veröffentlicht. Sie ist mehrfach ausgezeichnet worden, zuletzt 2009 mit dem Goldenen Ehrenzeichen des Kärntner Bildungswerks.

Ich bin ein Alemanne aus dem Berner Unterland, der in Schaffhausen wohnt. Obwohl ich mich ein Arbeitsleben lang mit Mundarten beschäftigt habe und ich mich an Hans Mosers «Grosses Wörterbuch der Tiroler Dialekte» von 2020 klammere, wie an einen Rettungsring, rettete mich Gertraud nur mit hochdeutschen Hilfsübersetzungen ihrer Gedichte vor dem Ersaufen in sprachlichen Untiefen. Meiner Kritik fehlt die Vertrautheit des Sprachwissens. Das ist die Ausgangslage.

Die vier Gedichte, die Gertraud zur Kritik vorlegt, sind in freien Rhythmen geschrieben. Ihnen haftet also nichts volksliedhaft Traditionelles an. Drei von ihnen, «Da Töed und i», «Da Töed» und «Vasinkn» handeln von Tod und Vergehen, «Schpräche» von der Sprache. Alle sind komplex an inhaltlichen und lautlichen Bezügen.

Tod und Vergehen

Bei «Da Töed und i», dem kürzesten Gedicht, evoziert der Titel die Vorstellung des Totentanzes (der Tod und das Mädchen, der Tod und der Reiche, der Tod und der Bauer usw.), die schon in der ersten Zeile durch das Verb «schtaggeln» gebrochen und ab der zweiten Zeile durch die Vorstellung von einem Faschingstreiben überlagert, aber in dieser unaufgelösten Überlagerung in der Schwebelage gehalten wird. Klar wird in der zweiten Zeile, dass von einem männlichen Tod und einem weiblichen lyrischen Ich die Rede ist. In der fünften Zeile wird mit dem Vergleich «wie bei a Töetnzejch» die Vorstellung einer Begräbnisfeier darüber geschoben, denn die Totenzeche ist das Essen nach dem Begräbnis, zu dem Verwandte und Bekannte eingeladen sind: «i kejn oelle». Dass nur Gulasch und Semmel aufgetischt werden, quittiert das lyrische Ich mit «nit mehr», was Unzufriedenheit

oder Verwunderung ausdrückt. Deshalb ist die Schlussfrage an den Tod bzw. den Faschingspartner «Isch des mei Töetnzejch?» wohl als Vorwurf zu lesen. Oder als Frage an den richtigen Tod: «War das Leben nur ein Narrentreiben?» Wohin zielt das Gedicht? Ich weiss es nicht; ich verliere mich in seiner ganzen reichen Textur. Die dritte Zeile «färblich obgschtimb, gleich toia» kann ich nirgends anknüpfen; sie bleibt für mich rätselhaft; vielleicht deutet sie auf eine zwanghafte gegenseitige Kontrolle der Faschingspartner.

Das Gedicht «Da Töed» beeindruckt mich durch seine starken Bilder. Bereits die erste Zeile «da Töed isch morsch», in dem das Bild des morschen Todes aus dem 18. Jahrhundert aufscheint: «es muss der morsche Tod die blasen Lippen färben» (Benjamin Schmidt, 1748), macht den Tod zu einer derart altersschwachen Figur, dass sie zusammengeflickt werden muss, damit sie das lyrische Ich überhaupt noch holen kann. Ohne Sense knackt der Tod mit den Fingern und sein Würgen tötet nicht. Jetzt hängt das lyrische Ich wie ein gefällter Baum über dem Totenfluss Acheron, ist weder dort noch hier. Der Wunsch nach einem jungen Tod, der einen in den Himmel trägt, bleibt Wunsch. Das Gedicht redet einer naiven Religiosität, die im Tod den starken Erlöser aus der Unvollkommenheit in die Vollkommenheit des Jenseits sieht, nicht das Wort. Mit uns, die wir älter und älter werden, und mit der schwindenden Kraft religiöser Bildlichkeit altert auch der Tod, der nur noch kraftlos an Spitalbetten oder in Alterssitzen seines Amtes waltet. Am stärksten evoziert dieses Gedicht für mich die Erfahrung eines von schwerem Leiden gezeichneten Menschen, der im bisschen Leben, das ihm noch bleibt, eigentlich wünscht, der Tod hätte richtig zugegriffen, und ihn nun verspottet. Stark an diesem Gedicht ist, dass es auf konventionelle Bilder verzichtet: dem Tod von der Sense gehüpft, dem Tod noch einmal entronnen, dem Tod ein Schnippchen geschlagen usw. Eine Zeile kann ich mit nichts verknüpfen: «jeda aufn Wejge, der siecht ein ...»

Beim Gedicht «Vasinkn» denke ich unwillkürlich an Pieter Bruegels Bild «Landschaft mit Sturz





des Ikarus». Es öffnet einen weiten Blick auf eine geschäftige Welt, in welcher der Bauer den Acker pflügt, Schiffe unterwegs sind, Menschen überall ihrer Arbeit nachgehen, während in einer Ecke, unbemerkt, Ikarus ins Meer stürzt. Der oder die Versinkende streckt den Arm aus wie Ötzi, der an eben diesem ausgestreckten Arm erst Jahrhunderte nach seinem Tod unsanft dem eisigen Grab entrissen wurde. Angeklagt werden die Gleichgültigen, die dem Verderben zuschauen, ohne zu helfen: «soi nit gezouchn, lei gschteun und / gschaug». Nicht nur auf sich bezieht das lyrische Ich die Ungerechtigkeit; viele leiden darunter: «sellane hend se miar und sou vieln». Die Gleichgültigen wissen zwar, was geschieht, gehen aber ihren Vergnügungen nach. «Vasinkn» ist ein Gedicht, das aus einem starken, klar umgrenzten Bild ins Allgemeine zeigt.

Mir ist es in der gegenwärtigen Zeit nicht möglich, diese drei Gedichte zu lesen, ohne an den Krieg in der Ukraine zu denken. Ob sich die Gedichte vor diesem Hintergrund bewähren, soll jede Leserin, jeder Leser für sich beurteilen. Nur eines füge ich an: Obwohl mir «Vasinkn» in seiner Bildkraft sehr gefällt, ist es angesichts der grossen Hilfsbereitschaft in Not (Hochwasser, Krieg usw.) vielleicht zu einseitig.

Das Gedicht «Schpräche» ist ein bildstarkes, erotisches Bekenntnis. Wenn ich eine Schriftstellerin sein will, sagen die beiden ersten Zeilen, «müess i da Schpräche auf da Haut liegn» Da ist beides drin, sowohl «auf der Pelle liegen» im Sinn von «nicht in Ruhe lassen, lästig fallen» als auch nackt sich mit ihr vereinen. Dann geht die auf jedes Detail achtende, zugleich erotische Entdeckungsreise los, die unten anfängt, sich durch Schafgarbe, Salbei und Thymian der Alpweide arbeitet, bei den Fenstern einsteigt ins Haus der Sprache, nie nachlässt, auch wenn andere schlafen, sich höher arbeitet durch Arnika und Alpenrosen zu den Felsen der Gebirge, wo Mond und Sterne stehen. Schauen, sich ausziehen – «Schtouff dazwischn geht nit» – spüren mit den Schenkeln am Stein, wie Mensch und Berg sich finden. «'s oagne Lejbm nojen wie de Mohn – das eigene Leben zerstossen wie Mohn» und «frejmde Lejbm dürlich-kojen – fremde Leben durchkauen»: was für eindrück-

liche Zeilen! Für all das braucht man Hochsprache und Dialekt, die sich aneinander lehnen wie «Taxbama ze de Tannen».

Auch da bleibt der Bildkosmos geschlossen, aber die Gedanken, die beim Lesen aufgehen, finden überall freie Räume über das Verstehen hinaus ins Erahnen. Sprache, weiss man nach dem Lesen dieses Gedichts, ist nicht primär Kommunikationsmittel, wie uns die Sprachwissenschaft lange weismachen wollte. Sprache ist Körper, eigener und fremder.

So liest ein Alemanne die Gedichte von Gertraud Patterer in Osttiroler Mundart. Sicher fehlt mir da und dort die Nähe zum Wort in seinem Bedeutungs- und Assoziationsfeld. Sicher gibt mir die Sprache nicht preis, was sie dem heimischen Sprecher, der heimischen Sprecherin an Möglichkeiten des Verstehens schenkt. Aber dass die Gedichte noch unter diesen Umständen eine grosse Kraft entfalten, spricht für sie.

Christian Schmid



Christian Schmid



Da Töed und i

Dürch de Schtãdt schtaggeln er und i,
an Aunzug er, a Koschtüm i,
fãrblich obgschtimb, gleich toia,
gehn ma Gollasch ejssn,
wie bei a Töetnzejch.
Und Leit do, jã Nãrre, i kejn oelle.
Kimb Gollasch,
a Sembl, nit mehr.
Frog en Töed: „Isch des mei Töetnzejch?“
„Jã!“, sog er.

Da Töed

Da Töed isch morsch,
i flickn und pickn, wenn er mi houl soll,
des müess er nou darrichtn!
Wie willsche denn, hãsch koa Sense,
mit de blöeßn Hãnde?
Hetz mãcht er Fingaübungen, des knackst
und er darmãcht mi nit hin.
Hetz hõng i zwischn de Bochschoan drin,
`s griane Woessa schwob mi ein,
jeda aufn Wejge, der siecht ein...
I hãtt` an jungen Töed gewellt,
der mi aufn dartrog en Himbl
und mi nit lei en Boche hõng lãt.

Vasinkn

I bin vasunkn in Moor,
haun nou lõnge en Arm außaghrect
und soi nit gezouchn, lei gschtaun und
gschaug,
i olleweil tiafa gsunkn, soi gsechn mei Angscht,
gheat meine Schroa,
soi getaun wãs se wejlent, gliab, gsungen,
nit a Brett gleg, draufglejgn und gezouchn,
sellane hend se miar und sou vieln,
lafnd hinta en Wãld, sebm hend de blobm
Glõggn,
ejssnd Himba, wissnd mi in Moor.

Schprãche

Wenn i a Schriftstellerin sein will,
müess i da Schprãche auf da Haut liegn.
Sie aunrejdñ mit ihr selba.
Sie dũrchleichtn de Nachte mit da Lutere,
dũrchn Gãchl, en Sãlbei, en Quendl,
bei de Fenschta eine und iban Boudn ãchn,
bei de Fiaße eineliegn dazũe,
schtille, schtille zwischn de Oetnziege,
bis en de feineschtn Gedãnkñ,
nit osetzn, schlãfn, lei weil ãlls schlãft,
aufnejhm, mitetũen, mit Anikablũemen,
Almröesn und weita oubm,
ze de Schrofn schliãfn wo da Mond aurfãng,
de Schtearne schtehmb,
Gugguhandscha ben Schneefleck.
Hetz an Bleischtift dabeihobm:
Niedaschreibm, wãs de Tochn tumb,
se aunschaugn mit gũetn Auge Rufezeichn
be de Schrofn mit de Wõng zũechnhãng,
oziachn, Schtouff dazwischn geht nit.
Mit de Schunkn en Schtoan gschpũan,
sei Kãltn, dej ven Schnee Beischtrich
en Berg, darzãhl, wie ãrm,
wie reich, wie unvarschãmb, wie gemein,
wie gleich, wie er da Mensch, da Berg
Gedãnknschtrich
Aunfhrungszeichn untn wer schreib, der bleib
Aunfhrungszeichn oubm,
`s oagne Lejbm nojen wie de Mogn.
Frejme Lejbm dũrchkojen
und `s Bejschte schlindn...
Wia de Taxbama ze de Tannen loahnd,
asou hend Hochschprãche und Dialekt.

Gertraud Patterer



Gertraud Patterer

Unnawächs aufgelesn von Klaus Gasseleder
Ein Dialekt-Gedicht-Bilder-Buch

Zum Glück ist der Schweinfurter Franke Klaus Gasseleder, der als Verleger (Wildleser) und Autor in Erlangen lebt, seinem Vorsatz, nie mehr Dialektgedichte zu veröffentlichen, wie er es im Nachwort seines Bandes dandaradei (2017) angekündigt hatte, untreu geworden. Die Corona-Depression hat ihn dazu verleitet, in alten Textbüchern und Fotokästen zu kramen, wo er Impressionen seiner unzähligen Wanderungen aufbewahrt. Dabei ist er auf beachtliche Fundstücke gestoßen. Auf über 130 Seiten versammeln sich ungefähr ebenso viele Texte und Bilder, zuerst aus der engeren Heimat Franken und dann auch aus Gegenden in ganz Deutschland und weiter. Wer den Autor kennt, weiß um seine feine Ironie, die bis zum derben Spaß gehen kann, um seine unbändige Freude an Sprache, Menschen und Landschaft und um seinen Hang zum Sprachspiel. Dabei wählt er bewusst ein eher umgangssprachliches Fränkisch, in dem er spielerisch Veränderungen vornehmen kann, assoziativ kombinieren, klanggestalterisch experimentieren und erfinden. Als Leser folgt man ihm gerne dabei, zumal gleich zu Beginn eine Triggerwarnung! steht: Einige der hier abgedruckten Texte können bei empfindlichen Lesern Lachen auslösen.

Zugfahrt eines Poeten

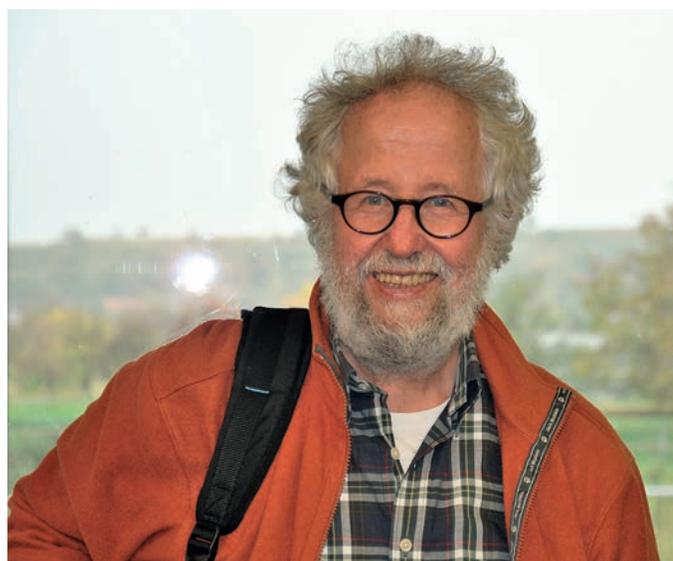
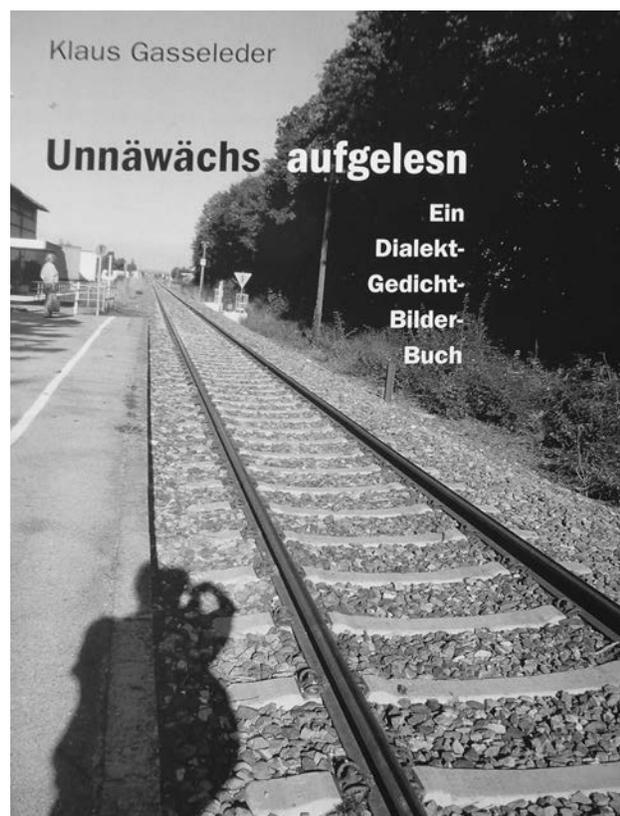
*Vo forchhemm noch ärlongn
vo dord mid dem schiene-
äsadväkehrsbuss noch färd
vom färdä baohnhof
zum blärrä
vom blärrä zem nörmbärchä baohnhof
den aoschlusszuch um drei minuddn vābassd
nach ä gnabbä stund weidä noch rood gfaorn
unn vo rood midm bus naoch abenbärch -
zwäaholb stund för achzig kilomeedä
in dar zeid ä dialegdbüchlä
vom haberkamm oddä vom kern geläasn
unn fünf eichene gedichdli im kopf konzibierd
die fadd hodd sie fei rendierd*

Übrigens sind auch die Fotos interessant und oft raffiniert witzig, auch wenn sie auf dem grau-

en Papier nicht so gut zur Geltung kommen. Und ein wunderbares, fast verstecktes Heimatgedicht wäre zu entdecken: *Auf dem Deich.*

Markus Manfred Jung

Klaus Gasseleder, Unnawächs aufgelesn, Ein Dialekt-Gedicht-Bilder-Buch, Wildleser-Verlag, Erlangen, 2022, ISBN 978-3-923611-88-1, 14.-€



Klaus Gasseleder

Wechselspiel, Gedichte von Anneliese Zerlauth und Fotos von Silvia Schuchter

Mit „Wechselspiel“ legt Anneliese Zerlauth aus dem Vorarlberger Ludesch ein anmutiges, ansprechendes Gedichtbändchen von gerade mal 26 Seiten vor. Aus dem kreativen, engen Kontakt mit der vielfach ausgezeichneten Fotografin Silvia Schuchter entstanden künstlerische Miniaturen in Bild und Wort. Beide fangen gekonnt unschätzbare Momente ein. Die Texte sind entweder in Schriftdeutsch oder im alemannischen Dialekt gehalten, den Bildern wohnt oft ein Verfremdungseffekt inne. So zeigt jenes zum Gedicht „Verschprecha“ das Schattenbild eines Paares, unterwegs unter Blättergewirr, Hand an Hand.

Verschprecha

*dur dick un dünn
honi wella mit dr go
durs dünn ischas prächtig ganga
aber im dicka
bin i hi un do
henka bliba
i hon mi denn
albisch widr drrapplat
aber dicker -
dicker
hetts nümma ko dürfa!*

Neidisch auf die Literatursituation im „Ländle“ könnte man werden, wenn man aus der letzten Seite ersehen kann, bei wie viel Sponsoren sich die beiden Künstlerinnen bedanken dürfen.

Markus Manfred Jung

Anneliese Zerlauth – Lyrik,
Silvia Schuchter -Fotografie,
Wechselspiel,
Eigenverlag



Die Schneiderkreitlärchen von Gertraud Patterer Osttiroler Miniaturen

Mit „Die Schneiderkreitlärchen“ legt die Osttirolerin Gertraud Patterer den 4. Band ihrer Miniaturen vor, eine Sammlung von Gedichten und kurzen Geschichten, teilweise in der Schriftsprache, teils in Mundart, manchmal mit Übersetzung, ansonsten mit Worterklärungen. Man folgt den Texten gerne, sind sie doch gekonnt, auf das Wesentliche verkürzt ausformuliert und beinhalten immer eine Überraschung, die einen freut. „Schreiben// Hochsprache ist glatt./ Dialekt griffig“, sagt sie selbst und gerade in ihren Dialektgedichten steckt eine große Wortgewalt.

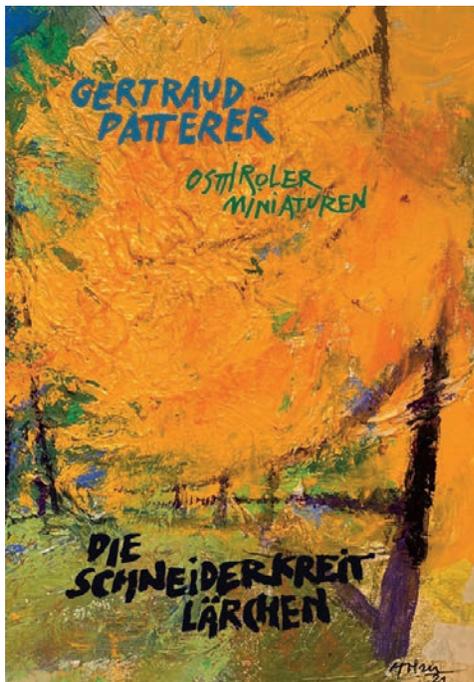
Die Texte zehren von einem reichen Erinnerungsschatz und strahlen ein tiefes Lebensvertrauen aus. Neben harscher Zivilisationskritik, neben dem Mitgefühl mit am Leben Leidenden, drängt sich immer wieder Herzenswärme und Lebensmut nach vorne, erwachsen aus einem gläubigen Einheitsgefühl mit der Natur. Schön, dass diese außergewöhnliche Mundart-Autorin seit Imst zu uns gehört.

Markus Manfred Jung

Schreibm isch a Höndwerk

*Il süach en da Noglkischte,
bis i es Alphabet benönda haun,
entrousch de Bugschtåbm mit Schmirggpopiar,
schlog se mitn Hömma groed,
zupfe se aun, sodåss se klingend wie Glegglen,
schtimm se mit da Schtimmgobl
und i geh hetz damit schreibm.*

Gertraud Patterer, Die Schneiderkreitlärchen,
Osttiroler Miniaturen,
Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt,
2021, ISBN 978-3-7084-0666-4, 15.- €



Wadlbeissn, zupackende bairische Verse von Anton G. Leitner

Nach „Schnablwax“ legt Anton G. Leitner zu seinem 60. Geburtstag mit „Wadlbeissn – Zupackende Verse“ seinen zweiten Gedichtband in bairischer Mundart vor. Man kennt ihn eher als schriftsprachlichen Lyriker und vor allem als verdienstvollen Herausgeber der wichtigen Zeitschrift „DAS GEDICHT“. Er macht es dem Leser leicht, da zu jedem Mundartgedicht eine eigene standardsprachliche Version gehört. Das Buch ist mit 200 Seiten, Hardcover, Schutzumschlag, Fadenheftung und Leseband handwerklich und künstlerisch äußerst solide gestaltet. Thematisch ist die Vielfalt groß, neben politisch subver-

siven Wadenbeißern (Greenwashing, Aufopfern) stehen erotische, ja halb pornographische Gedichte (I aa/Me too, Oida Wixer), neben sarkastischen Alltagsbeschreibungen (Zwo-abeddzimma, Bauanschbrechsdund) kurze Aphorismen (Da scheene Schein, Aufblobbn); Naturgedichte muss man bei Anton G. Leitner nicht suchen.

Da Owa schdichd an Undda

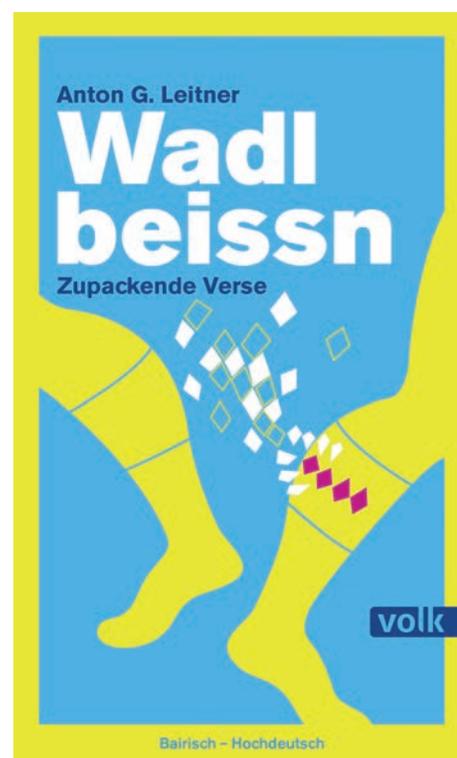
*De EssJuWies haun
De Schnaufal
Vo da Schdrass,
Und de Schnaufal
D' Radla,
Und d' Radla schiassn
D' Fuassgäng ob.*

*Lies dazua aa Paragraaf Oans EssteeVauOh,
Rügsichdnaamegebood*

Schön wäre, wir könnten Anton G. Leitner beim IDI als Mitglied willkommen heißen, und noch schöner wäre dann eine 1. Dialektnummer von „DAS GEDICHT“. S wäri an de Zit.

Markus Manfred Jung

Anton G. Leitner, Wadlbeissn – Zupackende Verse“, Bairisch – Hochdeutsch,
Volk Verlag, München, 2021,
ISBN 978-3-86222-352-7, 200 Seiten, 18.- €



Gräschkurs Fränkisch – Ein Streifzug durch unseren Dialekt in 12 Kapiteln von Helmut Haberkamm

Höchst lehrreich und zugleich unterhaltend führt uns Helmut Haberkamm durch die 12 Kapitel seines „Gräschkurs Fränkisch“, z.B. in „Ka harde Konsonandn – echd die Härde“ oder mit „Sprachspiele und Zungenbrecher“ oder „Redensarten und Sagenhaftes“. Im Vorwort nennt der Autor das Buch selber ein „Vademecum“ ein „Gehmitmir“, das uns den Wert und die Besonderheiten der Mundart am Beispiel des Fränkischen vor Augen führen will.

Und tatsächlich gilt vieles in seinem äußerst lesenswerten Vorwort prinzipiell für alle Dialekte/Mundarten, für die er gut begründet und anschaulich mehr als eine Lanze bricht. Seine opulente Beispiellesammlung reizt die Leserin und den Leser, Ähnliches am eigenen Dialekt zu entdecken und zu notieren. Neben wissenschaftlich fundierten Aussagen und originellen Beispielen sind auch immer wieder eigene Gedichte des Autors aufgeführt, die das eben Gesagte kunstvoll demonstrieren.

Wer hat nicht Freude an solchen Wortspielen wie dem eines Waldarbeiters: *Auf dera Seeng/ doo lichd ka Seeng/ des kammer sehng* (Säge-Segen-sehn) oder an den Komplimenten eines Ehemanns an seine Holde: *Du bisdmer scho die Schennsde in deiner Haud!* oder *Du woorsd a scheene Bern, du wersd aaramoll e scheene Hutzl* (getrockneter Birnenschnitz) oder an dem berühmten Kaktussatz: *Dunna fei a weng gießn, sunsd verderrderder!*

Als Anreiz, als Amacherli, für alle noch Unentschlossenen die ersten zwei Strophen von Haberkamms siebenstrophigem Gedicht:

Des gehd leicht

*Aa wemmer nedd midnanner geh dudd,
kann wos laafn.*

*Aa wemmer nedd midnanner rumläffd,
kann wos geh.*

*Aa wenn wos geh dudd,
kanns sei, dass goor nix läffd.*

*Aa wenn wos läffd,
kanns sei, dass nix mehr gehd...*

Helmut Haberkamm, Gräschkurs Fränkisch – Ein Streifzug durch unseren Dialekt in 12 Kapiteln,
ars vivendi, Cadolzburg, 2020,
ISBN 978-3-7472-0196-1, 18.- €

Markus Manfred Jung

Vorwort

Dieses Buch ist kein klassischer Sprachführer, auch kein Lehrwerk zum Erlernen des fränkischen Dialekts, wie es im Wort „Crashkurs“ mitschwingt. Vielmehr versteht es sich als ein Vademecum, das uns den Wert und die Besonderheit der Mundart am Beispiel des Fränkischen vor Augen führen soll. Ein Wegbegleiter also hin zur Sprache einer besonderen Region, ihrer Geschichte und ihren vielfältigen Eigentümlichkeiten.

Alles, was im Folgenden beschrieben und als *Fränkisch* bezeichnet wird, bezieht sich exemplarisch auf meine Mundart, wie ich sie als Muttersprache im westmittelfränkischen Aischgrund kennengelernt, erworben und seitdem benutzt und lustvoll zelebriert habe. Der Dialekt ist für mich zeitlebens ein unentbehrlicher Fundus an Sprachmaterial gewesen, ein unerschöpfliches Reservoir an Goldkörnern der Volkskultur. Gleichzeitig ist es verwunderlich, dass man den Kindern die Mundart bis heute ausgeredet und madig gemacht hat, sodass sie gar nicht mehr wissen können, was ihnen da vorenthalten worden ist und entgeht. Wer nur das Schriftdeutsche spricht und versteht, dem fehlen gewisse Spielarten und Finessen der gesprochenen Sprache. Mit einem Dialekt im Kopf und auf der Zunge kann man noch ganz andere Register des Deutschen ziehen und damit eine zusätzliche Palette an Ausdrucksmöglichkeiten zum Einsatz bringen.

Viele fränkische Dialektsprecher versuchen

jedoch angestrengt, ihren erworbenen Zungenschlag zu verbergen und zu überdecken, indem sie auf ein oft verkrampftes, gestelztes Hochdeutsch ausweichen, das nicht authentisch und sogar fehlerhaft klingt, weil es überkorrekt herauskommen muss. Warum „dun sie tas ploß“? In den Medien und auf Bühnen verwenden und verkaufen Franken selbst ihre Mundart oft nur als Gschmarri, gwaaf und launig-lachhafte Belustigungssprache, was sehr bedauerlich und wenig förderlich ist.

Offensichtlich empfinden sie ihre Muttersprache als minderwertig und wenig prestigeträchtig, sonst würden sie ja mit mehr Selbstbewusstsein und Ernsthaftigkeit zu ihrer sprachlichen Herkunft stehen. Viele glauben sogar, der Dialekt sei eine Art defizitäres Hochdeutsch, wie man in den 1950er und 1960er Jahren fälschlicherweise noch gedacht und in den unterschiedlichen Erziehungsanstalten auch gepredigt hat: „Sprich anständig! Wie heißt das richtig?“ Mundart galt folglich als unanständig, mangelhaft und falsch.

Wer nur Dialekt sprach, wurde als rückständig und beschränkt angesehen. Das Hochdeutsche sollte bessere Chancen für Bildung, Mobilität und beruflichen Aufstieg garantieren. Menschen, die nur die Mundart beherrschten und nichts anderes, gerieten ins Hintertreffen. Heute jedoch, wo sich die meisten Einheimischen sowohl auf Hochdeutsch wie auch untereinander auf Fränkisch verständigen können, ist diese Barriere nicht mehr vorhanden.

Nun warnen Sprachwissenschaftler(innen) weltweit vor dem Tod der kleinen Sprachen und regionalen Dialekte, weil dadurch die Vielfalt menschlicher Denk- und Ausdrucksmöglichkeiten verarmen würde und ein unermesslicher kulturgeschichtlicher Verlust damit verbunden wäre. Außerdem haben Spracherwerbs- und Hirnforscher(innen) längst nachgewiesen, welche Vorteile damit verknüpft sind, wenn man von frühester Kindheit an mit zwei oder gar mehreren Sprachen und Dialekten aufwächst, wie Mund und Ohr, Bewusstsein und Wahrnehmung dadurch sensibilisiert und differenziert werden.

Längst ist völlig klar, dass man heutzutage die Standardsprache genauso sicher beherrschen sollte wie einen regionalen Dialekt, der stets

ein lebendiges Gegengewicht zum doch sehr nüchternen Schriftdeutschen darstellt. Dieses sogenannte *Hochdeutsche* ist keineswegs höherwertig als die Mundart, höchstens vielleicht höher angesehen. Sein Name kommt daher, dass das Oberdeutsche (das man im heutigen Süddeutschland und Österreich sprach) als Gegenbegriff zum Platt- und Niederdeutschen benutzt wurde, als Bezeichnung also für die Landschaften, wo die Berge höher über dem Meeresspiegel lagen. Deshalb reden wir heute von Hochdeutsch, das eigentlich Oberdeutsch bedeutete und korrekterweise *Standarddeutsch* genannt werden sollte.

Im Übrigen entstand dieses Einheitsdeutsch als Amts- und Schriftsprache – und das merkt man ihm bis heute noch an. Als die Reformation einsetzte und der Buchdruck die Möglichkeit bot, Schriften massenhaft unter Volk zu bringen, brauchte man ein alle Mundarten überdachendes Standarddeutsch, das man in allen deutschsprachigen Regionen verstand und das alle Drucker einheitlich verwenden konnten. Mit Martin Luthers Bibelübersetzung war ein solches Normdeutsch erstmals eindrucksvoll geschaffen worden. Später kamen die redlichen Bemühungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts und schließlich mit Lessing, Goethe und Schiller das goldene Zeitalter des Deutschen als Literatur- und Standardsprache. Im Schlepptau folgten Konrad Duden mit seinen Regeln, die Ämter und Behörden mit ihren Vorgaben und die Schulmeister mit ihrer Zucht und Ordnung.

So kam das Schriftdeutsche in jedes Haus und jedes Kind lernte es schwarz auf weiß, auch wenn zuhause und auf der Straße ganz anders gesprochen wurde (ähnlich wie heute noch in der Schweiz). Über die Pädagogen und akademischen Oberlehrer wurde den Menschen eingebläut, dass die Mundart minderwertig und das Hochdeutsche höherwertig sei. Dieser Irrglaube sitzt sehr tief, mit äußerst einschneidenden Folgen. Heutzutage ist der Dialekt wie alle kleinen und regionalen Sprachen allenthalben auf dem Rückzug im globalen Dorf mit Englisch als *lingua franca* – was hier nicht fränkisch bedeutet.

Ironischerweise wird die Mundart nun, da sie geschwächt und gefährdet erscheint, allgemein

hochgeschätzt und erforscht, gepflegt und gefördert und geschützt. Heutzutage bedauert man den Verlust des Dialekts bei Jung und Alt, weil man spürt, welcher Schatz da am Untergehen ist. Auf kultureller Ebene entspricht dies dem Artenschwund und der Monokultur in der Natur. Das Standarddeutsche ist gut zweihundert Jahre alt und nahm seinen Anfang um 1500. Der Dialekt aber ist viel älter und gründet in grauer Vorzeit, als die meisten Menschen von Schrift und Buchdruck noch keine Ahnung hatten. Sie redeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, und babbelten nach, was ihnen gefiel und brauchbar erschien.

Diese vorwiegend mündlich überlieferte Volkstradition ist werthaltig und man sollte sie kennen. Es geht nicht darum, Fränkisch als Dialekt zu unterrichten oder Kindern verpflichtend beizubringen. Vielmehr sollte man mit gesteigertem Sprachbewusstsein die Offenheit für Mundart ermöglichen, das Interesse dafür wecken und nähren, die verspielt-kreativen Erscheinungsformen der deutschen Sprache und ihrer Ausprägungen respektieren und wertschätzen.

Früher dachte man, dass Kinder, die Dialekt sprechen, deswegen Probleme bei der korrekten Schreibung des Deutschen hätten. Das mag durchaus so gewesen sein, etwa beim Umgang mit den Buchstaben PTK oder den Fällen Genitiv, Dativ und Akkusativ, die im Fränkischen anders verwendet werden können. Heute jedoch sprechen die wenigsten Kinder noch muttersprachlich Mundart, aber die Rechtschreibfehler sind garantiert nicht weniger geworden – nach der Rechtschreibreform und der Digitalisierung des Lebens schon gar nicht. Die Schüler(innen) reden heute nach der Schrift, aber sie schreiben keineswegs gemäß dem Duden. Der fränkische Dialekt kann sogar helfen beim Erkennen der Sprachrichtigkeit, etwa bei der häufigen Fehlerquelle von *das* und *dass* im Schriftdeutschen. Sobald man den Satz in die Mundart übersetzt, liegt der Unterschied klar auf der Hand: „Dass des so is, des hädd doch kanns dengd, ja des is doch des, dassders wasstd!“ *Dass* ist *dass* – und *des* ist *das*.

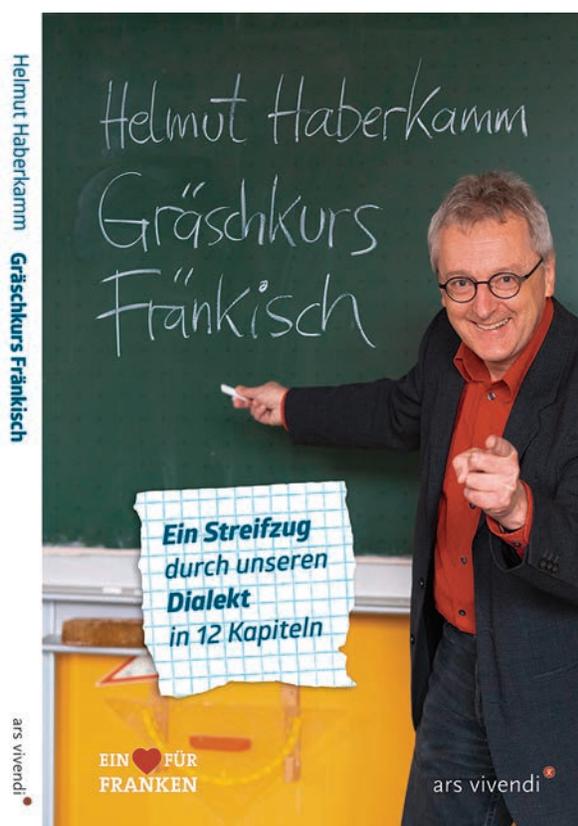
Welche Form des Fränkischen man nimmt, ist zweitrangig. Wie Franken weder Einheit noch Zentrum oder einheitliche Konfession aufweisen kann, so gibt es auch kein Einheitsfränkisch,

keine fränkische Sprachnorm. Unsere Region ist eine zersplitterte und kleinräumige Sprachlandschaft. Der Dialekt ist gerade im Sprachgebiet zwischen Würzburg und Nürnberg, Kronach und Crailsheim, Coburg und Weißenburg sehr unterschiedlich. Die Vielfalt treibt mitunter kuriose Blüten und zeigt die Mannigfaltigkeit der menschlichen Verhältnisse. Gerade die Diversität und Pluralität ist ja das Allernormalste von der Welt. Reinrassiges gibt es nur in der Zucht, also im eher Unnatürlichen – und wohl nicht einmal da.

Deshalb lag es für mich nahe, meine Mundart exemplarisch als Grundlage zu nehmen, weil sie genauso repräsentativ fränkisch ist wie alle anderen Varianten des Fränkischen. Oft hält man ja den Dialekt der Region Nürnberg für das typisch Fränkische, was ein großer Irrtum ist, denn es handelt sich um eine städtisch geprägte Mischmundart, die etwa zur Hälfte aus oberpfälzischen Einflüssen besteht. Laute wie bei „Mäimer des dou?“ oder „Loumer mein Rouh!“, wie sie einem „Bäiderlesbou“ aus dem Mund kommen, sind dem Fränkischen meiner Herkunftsregion völlig fremd. Anderes kommt mir absolut vertraut vor, etwa das gerollte Zungen-R oder das weit vorne an den Schneidezähnen gesprochene L, das dann sehr breit, beinahe *britscherbraad* herausquellen kann. Aber ganz egal, welche fränkische Mundartvariante man selbst im Ohr und auf der Zunge hat, eines muss klar sein: Wir sollten uns nicht so sehr an den Unterschieden festbeißen und stoßen, sondern die faszinierende Vielgestaltigkeit erkennen und wertschätzen – also nicht das Trennende sehen, sondern das Verbindende. Das kann den eigenen Dialekt ungemein anregen und bereichern. Am besten sollte man die in diesem Buch aufgeführten Ausdrücke und Wendungen verständnishalber immer laut (vor) lesen, stets der eigenen Mundart anpassen und ihr so gegebenenfalls etwas hinzufügen, denn dabei gewinnen dann alle, nicht zuletzt die Sprache selbst.

Obber etz is gsachd gnuuch. Höchste Zeit, endlich hineinzuspringen in das Fränkische und seine wunderbaren Eigenheiten.

Helmut Haberkamm



Federleicht

Gedichte und Geschichten sieben Schreibender

Autorinnen und Autoren lassen sich nicht „pandemisch bremsen“.

So initiierte Gerlinde Allmayer im Oktober 2021 – wie auch schon öfter davor - über das Salzburger Bildungswerk eine Zoom-Schreibwerkstatt, diesmal geleitet von der Vorarlberger Autorin Astrid Marte.

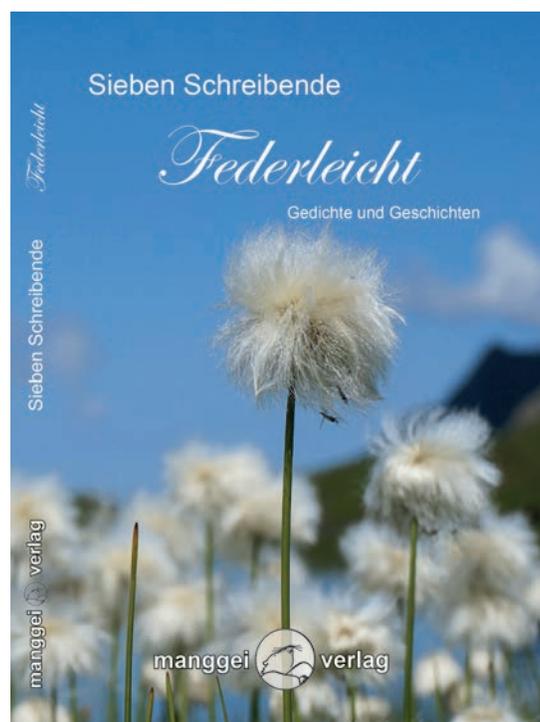
Gedacht war die vierteilige, jeweils zweistündige Literaturwerkstatt als Impulsgebung für das Schreiben lyrischer und erzählender Texte. Ob diese gereimt oder ungereimt, in Mundart oder Schriftsprache ausfielen, Hauptaugenmerk lag stets auf der inhaltlichen Aussagekraft, der Bildhaftigkeit und einem stimmigen Grundrhythmus. Ausgegangen wurde von Beispieltexten verschiedener Autorinnen und Autoren. Gemeinsam besprochen, gedeutet und analysiert dienten diese als inhaltliche, formale und stilistische Vorlagen.

Was in der Werkstatt angedacht und skizziert wurde, erhielt im „home office“ Vollendung. Fleißig wurde online diskutiert und geschliffen. In der von Gerd Allmayer verlegten Anthologie „Federleicht“, erschienen im Manggei Verlag, ist

nun ein beachtliches Pensum an Gedichten und Geschichten nachzulesen, die in relativ kurzer Zeit entstanden sind.

Es ist interessant, die verschiedenen Ansätze, Gedankengänge und textlichen Verarbeitungen der sieben Teilnehmerinnen und Teilnehmer zum jeweils gleichen Impuls zu betrachten. Man kann sich dem Gefühl nicht entziehen, dass das Verfassen von Texten Freude bereiten und unter Umständen „federleicht“ gelingen kann.

Astrid Marte



Astrid Marte



Rilano Hotel Finkenwerder

